



ISABEL
ALLENDE
DIESER
WEITE WEG

ROMAN
SUHRKAMP

Isabel Allende
Dieser weite Weg

Roman

Aus dem Spanischen von
Svenja Becker

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
Largo pétalo de mar bei Penguin Random House, Barcelona

Die Zitate Pablo Nerudas stammen aus den folgenden Werken:
Pablo Neruda. *Das lyrische Werk*. Aus dem
Spanischen von Erich Arendt, Monika López und Fritz Vogelgsang.
Pablo Neruda. *Um geboren zu werden*.
Aus dem Spanischen von Anneliese Botond.
Pablo Neruda. *Ich bekenne, ich habe gelebt*. Aus dem
Spanischen von Curt Meyer-Clason.
© Pablo Neruda y Fundación Pablo Neruda
Alle Rechte an den Übersetzungen von Erich Arendt,
Monika López, Fritz Vogelgsang, Anneliese Botond
und Curt Meyer-Clason liegen beim Luchterhand Literaturverlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage 2019

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2019

© 2019, Isabel Allende

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42880-1

*Für meinen Bruder Juan Allende,
für Víctor Pey Casado und andere
Seefahrer der Hoffnung.*

*Das, ihr Fremden,
ist mein Heimatland,
hier bin ich geboren, hier siedeln meine Träume.*

Pablo Neruda, »Rückkehr«
Seefahrt und Rückkehr

ERSTER TEIL
KRIEG UND EXODUS

I

1938

*Macht euch fit Jungs, trainiert
zum neuen Töten, neuen Sterben,
bald streut man wieder Blumen aufs Blut.*

Pablo Neruda, »Blutig war ...«
Das Meer und die Glocken

Der kleine Soldat gehörte zur Schnullerkohorte, der Truppe von Kindern, die man rekrutiert hatte, als keine jungen und keine alten Männer mehr übrig waren für den Krieg. Víctor Dalmau nahm ihn zusammen mit anderen Verwundeten in Empfang, die wegen der Eile wenig behutsam aus den Güterwaggons geschafft und wie Baumstämme auf die Strohmatten am Bahnsteig im Nordbahnhof abgeladen wurden, um dort auf weitere Transporte zu warten, mit denen sie auf die Lazarette der Ostarmee verteilt werden konnten. Reglos lag der Junge da, mit dem ruhigen Ausdruck von einem, der die Engel gesehen hat und sich vor nichts mehr fürchtet. Wer weiß, wie viele Tage er schon durchgeschüttelt von einer Trage auf die nächste, von einem Militärposten zum nächsten, von einer Ambulanz in die nächste verladen worden war, bis er schließlich mit diesem Zug Katalonien und den kalten Boden aus Stein und Beton erreichte. Im Bahnhof kümmerten sich mehrere Ärzte, Sanitäter und Krankenschwestern um die Verwundeten, schickten die schwersten Fälle sofort weiter, sortierten die anderen nach der Art ihrer Verwundung – Gruppe A:

Armverletzung, Gruppe B: Beinverletzung, Gruppe C: Kopfverletzung und so fort – und verteilten sie mit einem Pappschilde um den Hals auf die Krankenhäuser. Die Verwundeten kamen zu Hunderten hier an, für Diagnose und Entscheidung blieben nur wenige Minuten, doch die Aufregung und das Durcheinander hier waren nur vordergründig. Niemand blieb unversorgt, niemand ging verloren. Wer operiert werden musste, wurde nach Manresa ins alte Hospital Sant Andreu gebracht, wer eine andere Behandlung benötigte, in eins der umliegenden Lazarette geschickt, und einige blieben besser, wo sie waren, weil man nichts mehr für sie tun konnte. Freiwillige Helferinnen benetzten ihnen die Lippen, redeten leise mit ihnen und wiegten sie wie ihre eigenen Kinder, weil sie wussten, dass irgendwo anders eine andere Frau dasselbe für ihren Sohn oder Bruder tun würde. Später brachten die Bahrenträger sie in die Leichenhalle. Der kleine Soldat hatte ein Loch in der Brust, und der Arzt, der ihm rasch den Puls fühlte und nichts fand, entschied, dass hier auch Morphium und Trost nicht mehr halfen. An der Front hatte man seine Wunde mit einem Lappen abgedeckt, sie mit einem umgedrehten Blechteller geschützt und dann den Oberkörper verbunden, aber wie viele Stunden, Tage, Züge das her war, ließ sich unmöglich sagen.

Víctor Dalmau war dort, um den Ärzten zur Hand zu gehen. Er hätte die Anweisung befolgen, den Jungen liegen lassen und sich um den Nächsten kümmern sollen, aber er dachte, wenn der Kleine durch den Treffer, den Blutverlust und den Transport nicht gestorben war, dann musste er einen zähen Lebenswillen besitzen und es wäre ein Jammer, müsste er sich jetzt hier auf dem Bahnsteig dem Tod doch noch ergeben. Vorsichtig nahm Víctor den Verband ab und sah stauend, dass die Wunde offen lag und so sauber war, als hätte sie

jemand auf diese Kinderbrust gemalt. Er konnte sich nicht erklären, wie das Geschoss die Rippen und Teile des Brustbeins hatte zerschlagen können, ohne dabei das Herz zu zerfetzen. Víctor hatte sich eingebildet, er hätte in den drei Jahren, die er seit Ausbruch des Bürgerkriegs zunächst an der Front in Madrid und Teruel, später im Lazarett von Manresa Dienst getan hatte, bereits alles gesehen und wäre abgehärtet gegenüber dem Leid seiner Mitmenschen, aber ein lebendes Herz war ein neuer Anblick für ihn. Er starrte auf die letzten Schläge, wie sie langsamer wurden, die Pausen länger, bis sie ganz ausblieben und der kleine Soldat ohne ein Seufzen verstarb. Einen kurzen Augenblick sah Víctor wie gelähmt in den roten Krater, in dem jetzt nichts mehr pulste. Von allen Erinnerungen an den Krieg sollte das seine klarste und hartnäckigste bleiben: dieses fünfzehn, vielleicht sechzehn Jahre alte Kind, noch bartlos, verdreht von der Schlacht, schmutzig von geronnenem Blut, vor ihm auf einer Strohmatten, mit seinem Herz im Freien. Er konnte sich nie erklären, warum er drei Finger der rechten Hand in die grausige Wunde steckte, das Herz umfasste und rhythmisch, völlig ruhig und selbstverständlich einige Male zudrückte, ob dreißig Sekunden oder eine Ewigkeit, er wusste es nicht. Doch dann spürte er, wie das Herz zwischen seinen Fingern zum Leben erwachte, erst kaum merklich bebte und gleich darauf entschlossen und gleichmäßig schlug.

»Junger Mann, hätte ich das nicht mit eigenen Augen gesehen, ich würde es nicht glauben«, sagte in feierlichem Tonfall einer der Ärzte, der unbemerkt zu Víctor getreten war.

Energisch rief er zweimal nach den Trägern und wies sie an, den Verwundeten unverzüglich mitzunehmen, es handle sich um einen besonderen Fall.

»Wo haben Sie das gelernt?«, wandte er sich wieder an

Víctor, als die Träger den kleinen Soldaten aufhoben, der weiter aschfahl war, aber atmete.

Víctor Dalmau, der nie viel Worte machte, erklärte in zwei Sätzen, dass er drei Jahre in Barcelona Medizin studiert hatte, ehe er als Sanitäter an die Front gegangen war.

»Und gelernt haben Sie das wo?«, wiederholte der Arzt.

»Nirgends, ich dachte, es gibt nichts zu verlieren, da ...«

»Sie hinken.«

»Linker Oberschenkel. Teruel. Heilt ab.«

»Gut. Von jetzt an arbeiten Sie mit mir, hier vergeuden Sie Ihre Zeit. Wie heißen Sie?«

»Víctor Dalmau, Genosse.«

»Lassen Sie das. Für Sie: Herr Doktor, und unterstehen Sie sich nicht, mich zu duzen. Haben wir uns verstanden?«

»Verstanden, Herr Doktor. Aber auf Gegenseitigkeit, bitte. Sie dürfen mich Herr Dalmau nennen, auch wenn das die anderen Genossen treffen wird wie eine Ohrfeige.«

Der Arzt lächelte gequält. Am Tag darauf begann Víctor Dalmau das zu lernen, was seinen Lebensweg prägen sollte.

Wie alle Beschäftigten im Hospital Sant Andreu und den anderen Lazaretten erfuhr auch Víctor Dalmau, dass die Chirurgen sechzehn Stunden lang einen Toten auferweckt und er den OP als Lebender verlassen hatte. Ein Wunder, sagten viele. Fortschritt der Wissenschaft und der Kleine außerdem zäh wie ein Ackergaul, erwiderten andere, für die Gott und die Heiligen abgedankt hatten. Víctor nahm sich vor, den Jungen zu besuchen, wohin man ihn auch verlegt haben mochte, aber gehetzt von den Wirren der Zeit gelang es ihm nicht, den Überblick zu behalten über Begegnungen und Abschiede, Anwesende und Verschwundene, Lebende und Tote. Für eine Weile schien es, als hätte er dieses Herz vergessen, das in seiner Hand gelegen hatte, weil sein Leben so schwierig wurde und

anderes vordringlich war, aber Jahre später, am anderen Ende der Welt, sah er den Jungen in seinen Albträumen wieder, und von da an besuchte der Kleine ihn ab und zu, bleich und traurig, mit seinem leblosen Herzen auf einem Tablett. Víctor erinnerte sich nicht mehr an seinen Namen oder hatte ihn vielleicht nie gewusst und nannte ihn aus naheliegenden Gründen Lazarus, der kleine Soldat indes vergaß den Namen seines Retters nie. Kaum dass er sich aufsetzen und ohne Hilfe einen Schluck Wasser trinken konnte, erfuhr er von der Heldentat des Sanitäters im Nordbahnhof, eines gewissen Víctor Dalmau, der ihn aus dem Reich der Toten zurückgeholt hatte. Man bestürmte ihn mit Fragen, wollte wissen, ob es Himmel und Hölle wirklich gab oder ob die Bischöfe sie erfunden hatten, um allen Angst einzujagen. Der Junge war vor Kriegsende wieder gesund und ließ sich zwei Jahre später in Marseille den Namen Víctor Dalmau auf die Brust tätowieren, unterhalb der Narbe.

Eine junge Milizionärin, das Barett schräg auf dem Kopf, um die hässliche Uniform aufzupeppen, erwartete Víctor an der Tür zum OP, und als er mit Dreitagebart und fleckigem Kittel schließlich herauskam, gab sie ihm einen gefalteten Zettel mit einer Nachricht der Telefonistinnen. Víctor war seit vielen Stunden auf den Beinen, sein Oberschenkel schmerzte, und das Rumoren in seinem Bauch erinnerte ihn daran, dass er zum letzten Mal bei Tagesanbruch etwas gegessen hatte. Die Arbeit war eine Plackerei, aber er war dankbar, dass er im erhabenen Umfeld der besten Chirurgen Spaniens lernen durfte. Unter anderen Umständen wäre ein Student wie er nie auch nur in deren Nähe gekommen, aber jetzt im Krieg zählten Ausbildung und Titel weniger als Erfahrung, und davon besaß Víctor mehr als genug, befand der Leiter des Hospitals,

als er ihm gestattete, in der Chirurgie zu assistieren. Inzwischen konnte Víctor vierzig Stunden ohne Schlaf durcharbeiten, hielt sich mit Zigaretten und Muckefuck wach und ignorierte die Schmerzen in seinem Bein. Dank dem Bein war er vom Frontdienst befreit und durfte den Krieg in der Etappe führen. Wie fast alle jungen Männer seines Jahrgangs war er 1936 in die Republikanische Armee eingetreten und mit seinem Regiment ausgezogen, um Madrid zu verteidigen, das in Teilen besetzt war von den Nationalen, wie sich die Heeresverbände, die gegen die Regierung geputscht hatten, selbst nannten. Er hatte sich um die Verwundeten gekümmert, weil er mit seinen Medizinkenntnissen nützlicher sein konnte als mit einem Gewehr in der Stellung. Danach hatte man ihn an andere Frontabschnitte geschickt.

Im Dezember 1937 leistete Víctor Dalmau während der Schlacht von Teruel bei klirrender Kälte in einem Ambulanzwagen Erste Hilfe, während der Fahrer, Aitor Ibarra, ein nicht totzukriegender Basken, der pausenlos sang und lauthals lachte, um dem Tod ein Schnippchen zu schlagen, ihr Gefährt heldenhaft über die zerbombten Wege lenkte. Víctor vertraute darauf, dass das Glück des Basken, der bereits tausend Gefahren unbeschadet überstanden hatte, für sie beide ausreichen würde. Um den Bombardements zu entgehen, fuhren sie häufig bei Dunkelheit. Schien kein Mond, stapfte jemand mit einer Laterne voraus, um Aitor den Weg zu zeigen, sofern es einen gab, während Víctor im Schein einer zweiten Laterne im Innern des Wagens mit dem wenigen, was zur Verfügung stand, die Verwundeten versorgte. Sie trotzten dem mit Hindernissen gespickten Gelände und der Eiseskälte, krochen im Schneckentempo über den gefrorenen Boden, blieben im Schnee stecken, schoben den Wagen Böschungen hinauf, zerrten ihn aus Gräben und Bombentrichtern, umkurvten Metall-

gerippe und steifgefrorene Maultierkadaver und entkamen den Maschinengewehrsalven der Nationalen und den Luftangriffen der Legion Condor, die über sie hinwegjagte. Nichts konnte Víctor Dalmau ablenken, so vertieft war er in die Aufgabe, die Männer in seiner Obhut, die vor seinen Augen zu verbluten drohten, am Leben zu halten, und so angesteckt auch vom wahnsinnigen Stoizismus von Aitor Ibarra, der unbeirrt fuhr und jedes Vorkommnis mit einem Scherz parierte.

Vom Krankentransport wechselte Víctor dann in das Feldlazarett, das man in den Höhlen von Teruel eingerichtet hatte, um es vor den Bomben zu schützen. Hier arbeitete man im Schein von Kerzen, von Fackeln aus in Motoröl getränkten Lumpen und Petroleumlampen. Gegen die Kälte standen Kohlebecken unter den Operationstischen, aber die verhinderten nicht, dass einem das Operationsbesteck an den Fingern festfro. Die Ärzte flickten die, denen zu helfen war, notdürftig für den Transport ins Krankenhaus zusammen, wohl wissend, dass viele die Reise dorthin nicht überstehen würden. Den anderen, die nicht mehr zu retten waren, gab man Morphium, sofern welches vorrätig war, allerdings streng rationiert. Auch Äther war Mangelware. Wenn er nichts anderes fand, um den Verwundeten zu helfen, die vor Schmerzen schrien, dann gab Víctor ihnen Aspirin und behauptete, es sei ein Wundermittel aus den Staaten. Die Verbände wurden in geschmolzenem Eis und Schnee ausgewaschen und dann wiederverwendet. Die scheußlichste Aufgabe war es, die abgeschnittenen Beine und Arme zu Scheiterhaufen zu schichten. An den Geruch von verbranntem Fleisch konnte Víctor sich bis zum Schluss nicht gewöhnen.

Dort in Teruel sah er auch Elisabeth Eidenbenz wieder, die er von der Front in Madrid her kannte, wo sie Freiwilligendienst für die Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder geleis-

tet hatte, eine Schweizerin mit dem Gesicht einer Renaissance-madonna und dem Mut eines hartgesottenen Kämpfers. In Madrid war er ansatzweise in sie verliebt gewesen und wäre ihr restlos verfallen, hätte sie das geringste Entgegenkommen gezeigt, aber nichts konnte sie von ihrer Mission ablenken, das Leid der Kinder in diesen brutalen Zeiten zu lindern. In den Monaten, seit sie sich zuletzt gesehen hatten, war von der Blauäugigkeit, mit der die Schweizerin nach Spanien gekommen war, nichts geblieben. Ihr Kampf gegen die Militärbürokratie und die Dummheit der Menschen hatte sie hart gemacht. Mitgefühl und Sanftmut sparte sie sich für die Frauen und Kinder in ihrer Obhut auf. Víctor traf sie zufällig in einer Feuerpause vor einem Lieferwagen mit Proviant wieder. »Hallo, Kleiner, kennst du mich noch?«, begrüßte sie ihn in ihrem deutschschweizerisch gesungenen Spanisch. Wie hätte er sie nicht mehr kennen sollen? Er brachte nur bei ihrem Anblick keinen Ton heraus. Sie kam ihm erwachsener vor und schöner denn je. Sie setzten sich auf einen Haufen Betonschutt, er zum Rauchen, sie auf einen Schluck Tee aus ihrer Feldflasche.

»Wie geht's deinem Freund Aitor?«, erkundigte sie sich.

»Wie immer: unter Dauerbeschuss, aber ohne einen Kratzer.«

»Der hat vor nichts Angst. Grüß ihn von mir.«

»Was hast du vor, wenn der Krieg vorbei ist?«

»In den nächsten ziehen. Irgendwo ist immer Krieg. Und du?«

»Wir könnten ja heiraten, was meinst du?«, brachte Víctor schüchtern heraus.

Sie lachte und wurde für einen Augenblick wieder das Renaissancefräulein von früher.

»Nicht im Traum, Kleiner, ich heirate dich so wenig wie irgendwen sonst. Für die Liebe fehlt mir die Zeit.«

»Vielleicht überlegst du es dir noch mal anders. Glaubst du, wir sehen uns wieder?«

»Bestimmt, sollten wir das hier überleben. Verlass dich auf mich, Víctor. Wenn ich was für dich tun kann ...«

»Ebenso. Darf ich dich küssen?«

»Nein.«

In den Höhlen von Teruel erwarb Víctor endgültig Nervenstärke und medizinische Kenntnisse, die keine Universität der Welt ihm hätte vermitteln können. Er lernte, dass man sich an nahezu alles gewöhnen kann, an das Blut – so viel Blut! –, an das Operieren ohne Betäubung, an den Gestank des Wundbrands, den Schmutz, den nicht abreißenden Strom verwundeter Soldaten, bisweilen Frauen dazwischen und auch Kinder, an die jahrhunderteschwere Müdigkeit, die einem den Willen zerfraß, und schlimmer noch, an den schleichenden Verdacht, all die Entbehungen könnten vergeblich sein. Und dort, als er nach einem Bombardement Tote und Verletzte aus den Ruinen barg, kam es zu dem verspäteten Einsturz, der ihm das linke Bein zertrümmerte. Ein englischer Arzt von den Internationalen Brigaden behandelte ihn. Ein anderer hätte sich womöglich für eine rasche Amputation entschieden, aber der Engländer hatte seinen Dienst gerade erst begonnen und zuvor ein paar Stunden geschlafen. Er kauderwelschte der Krankenschwester eine Anweisung zu und ging daran, die kaputten Knochen zu richten. »Du hast Glück, mein Junge, gestern ist die Lieferung vom Roten Kreuz gekommen, wir legen dich schlafen«, sagte die Krankenschwester und streifte ihm die Äthermaske über.

Víctor schrieb den Unfall dem Umstand zu, dass Aitor Ibarra nicht bei ihm gewesen war, um mit seinem guten Stern über ihn zu wachen. Aber der Baske fuhr ihn zum Zug, der

ihn zusammen mit Dutzenden Verwundeten nach Valencia brachte. Sein Bein war mit Latten geschient und mit Stoffstreifen umwickelt, weil man es wegen der Fleischwunden nicht hatte eingipsen können, er bibberte unter seiner Wolldecke vor Kälte und Fieber, wurde gemartert vom Ruckeln des Zugs und war doch dankbar, weil es ihm weit besser ging als den meisten anderen, mit denen er dort auf dem Boden des Waggons lag. Aitor hatte ihm seine letzten Zigaretten gegeben und außerdem eine Ampulle mit Morphium, das er nur im äußersten Notfall einsetzen sollte, weil er keine zweite bekommen würde.

In Valencia beglückwünschte man ihn zu der guten Arbeit des englischen Kollegen. Sofern keine Komplikationen aufträten, werde sein Bein wieder wie neu, wenn auch etwas kürzer als das andere, sagten sie ihm. Als die Wunden zu vernarben begannen und er sich an Krücken halten konnte, schickte man ihn mit einem Gipsverband nach Barcelona. Daheim bei seinen Eltern spielte er endlose Partien Schach mit seinem Vater, bis er wieder ohne Hilfe gehen konnte, und meldete sich dann zurück zur Arbeit in einem Krankenhaus der Stadt, das Zivilisten behandelte. Dort kam er sich vor wie im Urlaub, verglichen mit der Front war hier alles paradiesisch sauber und wohlorganisiert. Bis zum Frühjahr blieb er dort, dann wurde er nach Manresa ins Hospital Sant Andreu abkommandiert. Er verabschiedete sich von seinen Eltern und von Roser Bruguera, einer Musikstudentin, die seine Eltern bei sich aufgenommen hatten und die in den Wochen seiner Genesung wie eine Schwester für ihn gewesen war. Die zurückhaltende, freundliche junge Frau, die viele Stunden mit ihren Etüden am Klavier verbrachte, war die Gesellschaft, deren Marcel Lluís und Carme bedurften, seit ihre Söhne aus dem Haus waren.